

JANKOVICS

BESUCH IM KLOSTER

822.241

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

THE HISTORY OF THE UNITED STATES OF AMERICA

BY JOHN B. HENNINGSEN

NEW YORK: HARPER & BROTHERS, PUBLISHERS

1887

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Besuch im Kloster

OSZK

OSZK

(R
2)

822.241

ORSZÁGOS SZÉCHÉNYI KÖNYVTÁR
B 2463 | 1979
LELTÁRI SZÁM

Langsam stiegen wir empor auf die in Felsen ausgehauenen Stufen.

An der Lehne des hohen Berges leuchtete das Kloster zwischen nickenden Delbäumen. Heimlich winkten uns die gewölbten Arkaden entgegen, um deren Säulen hundert und aberhundert Schlingrosen sich rankten.

Die Mittagssonne streute so viel Glanz auf das dichte, schimmernde Laubwerk zu Füßen der verstreut und einsam dastehenden Pinien, auch auf die dämmernden Klippen des Ufers, daß ich den Tag hier für ewig hielt. Ueber so viel Helle kann die Dämmerung nicht siegen und sicherlich leuchtet dies Fleckchen Erde auch im Dunkel der Nacht. Wortlos schritt der hagere Prior vor uns einher, indem er seine Hände nach Priesterart in die Ärmel seiner Kutte verschlang.

Als er im Taktschritt so vor mir einherging, blickte ich auf sein unbedecktes Haupt, auf sein kurzgeschchnittenes, glänzendschwarzes Haar, das mit ergrauten Fäden dicht gemischt war. Sein Gesicht sah ich kaum in den oberflächlichen Augenblicken der ersten Begrüßung, dennoch fühlte ich eine wunderbare Sympathie für ihn, wie sich sein runder Kopf vor mir bewegte. Das Genie ist ebenso ausdrucksvoll als die Stirn, die Nase, das Auge. Eine feine Seele kann in kurzhalfigen Menschen mit gewöhnlichem, unsympathischem Genie nicht wohnen, wie auch in jenen nicht, die eine schmale Stirne, wässerige Augen haben und deren Nase an einen Vogelschnabel erinnert. Am Genie sah ich, daß ein gefühlvoller, gescheiter, edler Mensch vor mir wandert.

— Vielleicht halten wir einen Augenblick hier, um Atem zu schöpfen — sagte er leise — und bot mir einen Platz auf der schmalen Terrasse des Felsenpfades an. Die bemooste Steinbank konnte irgendein Rest aus der Renaissancezeit sein; zwei abgebröckelte Löwen stützten die verwitterte Marmorplatte des Sitzplatzes.

Ein Poet, ein warmherziger, vollblütiger Dichter dürfte der gewesen sein, der diese Bank hierher stellte, denn er mußte sehr geliebt haben. Er liebte diese schöne Welt. Hier blickten wir zuerst in die Tiefe zurück, von wo wir emporwanderten.

Die kristallreine Luft erglänzte zitternd über der Bucht, wie wenn die heißen Felsenufer silbernen Aether ausatmen würden. Auf dem Rand der mit Neben belegten Abhängen ragten einsame Bäume. Jede Pinie bildete einen prächtigen Rahmen zu der Stimmung eines heiteren Landschaftsbildes oder zu einer in harmonische Stimmung gezauberten Landschaft. In der Tiefe die veilchenblaue Ebene, das Meer, das nur dort von schaumigen weißen Spitzen begrenzt schien, wo der Saum ihres Wellengewandes an der trozigen Küste auf und ab flattert.

Das Meer rauscht, aber sein Rauschen ist sanft, leise und der ineinander verschmelzende melancholische Klang der Glocken der kleinen Klosterkapelle rieselt in das Rauschen herab, wo doch die Töne immer empor streben; die Sprache der Glocken will ja mit dem Engelschor zusammenklingen und eilt nicht ins Jammertal herab, von wo „de profundis“ sie auch nicht den sonnenstrahlenden Himmel erreichen würde . . .

Der Prior stand auf, beschattete seine ruhige Stirne mit der rechten Hand und ließ seine zusammengekniffenen, stechend schwarzen Augen über das Meer schweifen.

Ich nahm wahr, daß er die winzigen, bunten Segelboote verfolgt, die lautlos dorthin gleiten, wo der Himmel mit dem violetten Meeresrändern sich vereinigt.

— Wohin gleiten jene Fischer?

Fast ungewollt sagte ich diese leeren Worte und fühlte sofort, daß man an solch einem prächtigen Punkt andächtig betrachten und schweigen sollte.

— Sie gehen — weit in die Ferne — sagte der Prior. . . . Sie gehen und wir bleiben.

Trocken, mechanisch sagte er die so unbedeutend scheinende Antwort — und dennoch erklang im Sinne der Worte verborgenes Seufzen und Wehklagen.

Ein junger Mönch kam die Felsenstiege herab, in der Hand die Haue und den Rechen tragend. In seinem zu Lehmsfarbe gebrannten Antlitz lagen tief die großen traurigen Augen. Ehrfurchtsvoll neigte er sein Haupt vor dem Prior.

Der Prior näherte sich ihm und strich gütig über den gebeugten, runden Kopf, so wie manch jovialer Mensch die Kinder liebkost.

— Fra Gianfranco, gehe zurück und sage dort oben, daß wir kommen, ich habe liebe Gäste.

Der junge Mönch richtete sich auf. Ein bescheidenes Lächeln zitterte über seine gekünstelt steifen Züge. Dies war der Dank für die Liebeslösung. Er machte hurtig kehrt und stürmte geradezu hinan.

Sich bemerkte:

— Wie folgsam ist doch dieser Fra Gianfranco! Mit der Disziplin des Klosters kann man doch eine wunderbare Ordnung aufrecht halten. Die verschiedenen Charaktere so gleichmäßig zu bilden muß doch eine schwere Sache sein.

Der Prior lächelte.

— Mit Klosterregeln kann man nur lebendig Tote in Rucht halten. Mit menschlichem Herzen jedermann — einen kleinen Haushalt, ein ganzes Kloster — das große Dorf — das ganze Volk . . . jeden kann man in Händen halten, nur muß man dies verstehen und jeden einzelnen muß man verstehen. Dann setzte er hinzu:

— Armer Bursche — für den wäre es auch besser gewesen, sich am Familienherd niederzu-

lassen als beim Betschemel der Zelle. Danach weint seine Seele. Er hat es nie gesagt, doch es schreit aus seinem traurigen Auge.

Dann erklärte er die Gegend.

— Die Fischerbarken gleiten dahin. Diese Burschen segeln bis nach Caprera, wo der große Garibaldi seine kleine Ziegenherde weidete, nachdem er über den Feind hinweggefegt hatte. Dort stehen fünf schlanke Zypressen. Sie dürften wohl sechshundert Jahre alt sein. Nach der Ueberlieferung hat Petrarca unter der zweiten Zypresse eines seiner schönsten Sonette an Laura geschrieben. Aber auch die Dritte spendete einem Dichter Schatten. Boccaccio ruhte darunter aus, als er von Neapel wanderte und sich zurücksehnte, denn Fiametta, „das Flämmchen“ seines Herzens wollte nicht erlöschen . . .

Ich erstaunte. Dieser trockene, einsame Priester erzählt nicht von Heiligen, sondern nur von Dichtern und Dichterliebe und doch dürfte sein Legendenbuch sicherlich von Einem erzählen, der unter den Zypressen und Pinien hier ausruhte. Vielleicht modert auch in der Kirche des Klosters irgendeine Reliquienhand, die diese Bäume pflanzte. Aber an diese wollte sich unser Hauswirt nicht erinnern, sondern er sprach und sprach wie der liebe Causeur, der jede feine Bierde des großen Lebens kennt.

Ich lauschte seinen Worten, daß ich nicht einmal wahrnahm, wann wir aufstanden, wie wir immer emporstiegen und unter die umrankten Arkaden traten.

In der Zelle des Priors war die Luft angenehm kühl, aber es war nichts von jenem dumpfen Hauch der Grüfte zu spüren, der an das gewöhnliche, so oft empfundene und beschriebene „Klima“ des Klosterzimmers erinnert.

Die Fenster standen weit geöffnet. Möge hereinströmen diese glänzende würzige Luft, die der liebe Gott aus den verschwenderischen, duftigen Schöpfungen seiner guten Laune nicht deshalb mischte, damit wir diese nicht einatmen sollen,

wie er auch nicht deshalb die Reben entstehen ließ, damit wir die wohlschmeckenden Beeren nicht pflücken sollen. Die schönen Frauen formte er auch nicht darum, damit wir unsere sehnsüchtigen Blicke vor ihnen bedecken.

Von der Türe der Zelle fiel mir das große Bild über dem Schreibtisch des Priors ins Auge.

Es war ein Heiligenbild, das ist wahr, aber nicht der mit Pfeilen getötete heilige Sebastian und auch nicht die unter den Beißzangen sich vergeistigende Sancta Agatha.

Eine Frau mit klugem, schönem Antlitz saß vor ihrem Schreibtisch. Das wundersam ernste und dennoch liebliche Gesicht konnte auch die Kopfbedeckung der Nonne nicht gleichgültig gestalten. Sie schreibt. Auf dem vor ihr liegenden Pergament verwischte Buchstaben. Dennoch buchstabiere ich: „. . . Scritta di mia mano . . . con molti sospiri e abbondanza di lagrime.“

„Schrieb es eigenhändig unter vielen Seufzern und einer Flut von Tränen.“

Unter dem Bild stand in gotischen Buchstaben:

„Catarina Benincasa.“

Also die heilige Katherina von Siena.

. . . Wundersam wirkte dieses Bild in der Klosterzelle. Es nahm deren ganze Dede hinweg. Obgleich es heilig war, schien es doch, wie wenn es die Wärme und Schönheit des Heimes zwischen die kahlen weißen Klostermauern strahlen würde. Die gemalte Gestalt auf diesem Bilde brachte mir jene Frau in Erinnerung, die in das Leben des Mannes einzieht, einzieht mit ihrer mystischen Macht und von diesem Mann untrennbar ist; deren mystische Macht immerwährend verkündet: durch mich ist alles dein, ohne mich ist auch dein Leben nur ein Kampf des Vergehens. Wo ich bin, ist alles gut und schön; wo ich nicht bin, ist selbst die lustige Gesellschaft auch nur eine verlassene Einsiedelei, — wo ich nicht bin, wird auch der Schatz des Krösus zur Bettlerarmut, weil sich unsere Seele nach dem

grausamen und dennoch süßen, nach dem umgangenen und dennoch unabwendbaren Gesetze fand.

Während sich der Prior damit beschäftigte, uns den im Kloster gebrauten Likör einzuschmecken, berührte mich mein Reisegefährte mit dem Ellbogen, wie wenn er sagen wollte:

— Sieh das Bild nicht so lange an: Man bemerkt es.

Unser Gastgeber schob uns mit liebenswürdigem Lächeln die beiden kleinen Gläser zu, in welchen der Likör einem flüssigen Smaragde gleich glänzte.

— Entschuldigen Sie, bitte, ich koste niemals dergleichen. Auf das Glück, meine Herren! Ja, auf die Harmonie, die in der Seele wohnt.

Wortlos leerten wir die Gläser. Der Prior erhob sich, um draußen noch einige Anordnungen der Gastfreundschaft zu erteilen.

Flüsternd wandte ich mich zu meinem Gefährten:

— Du, wenn die heilige Katherina von Siena nicht vor fünfhundert und einigen Jahren gelebt hätte, würde ich sagen, daß ich ihr schon begegnet bin.

— Möglich. Die Eigentümlichkeit dieser Rasse ist sonderbar. Auch nach Jahrhunderten kehren die Gesichter wieder. Nun rate einmal.

— Ganz richtig. Vor einigen Tagen, als wir Rom verließen, kam uns an der Ecke der Via Cola di Rienzi ein prächtiges Gespann mit zwei stolzen Füchsen entgegen. In diesem Gespann saß vornehm lieblich dieselbe Katherina, aber blaß und traurig. Sie saß zurückgelehnt am Sitze, aber ganz zur Seite gezogen, wie wenn sie von den weichen Pölstern des Wagens verschwinden wollte. In der Hand hielt sie einen Strauß voller Barmbeilchen. Ich sah sie mir gut an, weil ich sie ansehen mußte. Bei Gott, sie glich diesem Bilde, obwohl sie, die Weltdame von heute war — diese jedoch die heilige Nonne von vorgestern . . .

— Du hast gut gesehen. Jene Dame und diese

Katherina ist niemand anderer als Contessa Concettina Robere, die schönste Frau Roms.

— Also, dann ist die Contessa — die heilige Katherina und die heilige Katherina ist die Contessa . . .

— Eine wunderbar gute Logik hast du — sagte lächelnd mein Reisegefährte, der jeden alten Stein Roms ebenso kannte, als die glänzenden Augen jeder schönen Frau Roms. Die Contessa kann nicht in der Klosterzelle des Priors erscheinen, nun darum ist sie wenigstens als heilige Katherina hier.

— Sprich, erzähle, was du weißt.

Mein Freund stand auf und blickte zur Türe der Zelle hinaus.

— Wohlan, ich erzähle dir etwas. Aber unser Hauswirt wird gleich wieder eintreten und da werde ich inne halten. Du mußt dich daher mit einem Roman begnügen, an dessen interessantester Stelle die Seite mit den oft so grausamen zwei Worten schließt: „Fortsetzung folgt“. Obwohl wenn man diese Worte druckt, der Schriftsteller oft selbst nicht weiß, was er mit den Helden des Romans machen soll. Vielleicht weiß dies in unserem Roman noch nicht einmal der größte Schriftsteller unseres Schicksalbuches.

— Nun taufen wir den Prior auf seinen bürgerlichen Namen zurück, als er noch auf den Namen Albise hörte. Weißt du, es fällt mir auch leichter, ihn so zu nennen, weil die Geschichte, die ich dir erzähle, keineswegs in die Kutte eines Priesters und in die geweihte Zelle paßt. Widersinnig und beleidigend wäre es, wenn ich sagen würde: der Prior tat dieses oder jenes. Sei er daher Albise, der er früher war.

— Nun, Albise war als junger Mann geschickt in allen Dingen. Damals träumte er nicht vom Gefängnis des Klosters und den verbitterten Fratres. Es schien, wie wenn in seine Seele von allen Sprossen der viel tausendjährigen Kultur Roms irgendein Blütenstaub gefallen wäre. Süßsch, mutig und geistreich war er auch.

Wenn er sich schon damals zum Priester vorbereitet hätte, wäre er jetzt kein Prior, sondern ein Cardinal — und wenn er vor einigen Jahrhunderten geboren worden wäre, hätte er das Erbe Mazarinos übernommen oder mit seinem Geist zumindest den Abbé Galiani übertroffen. Nur einen Fehler hatte er: die Schätze eines Darius trug er in seinen Augen, Worten und Herzen mit sich, dennoch war er arm wie eine Kirchenmaus.

— Doch gutgelaunt war er immer. Seine gewohnte Redensart war: „Jeder kommt auf der Station an, wenn er sich am Wege nicht das Genick bricht, denn niemand reißt ewig.“ Mit einem Wort, er war Fatalist.

— Er ging oft in die Albaner Berge, wo neben Castel Gandolfo die Villa des Grafen Robere steht. Ein wunderschöner Ort. Die Natur hat dort Berge, Bäume, Sträucher und Dörfer so inszeniert, daß man sie male. Fürwahr, diese liebe, schöne Natur ist eitel, wie die schöne Frau, die dem Maler sitzt. Sie tut es gerne, wenn alles dazu Erforderliche vorhanden ist, hauptsächlich der „beau jour“. Castel Gandolfo hat immer einen schönen Tag.

— Albise ging dorthin, um den jungen Grafen Robere zu unterrichten, ich weiß nicht mehr, in welchen Wissenschaften. Jenen Robere, der jetzt der rechtmäßige Gatte der Contessa Concetta ist. Genug an dem, in dieser Villa sah er das herrliche Geschöpf zum erstenmal.

An einem prächtigen Septemberabend kam Albise in die kleine Vorstadt-Ostria, wo wir jungen Bohèmes abends die langhalsigen Chiantikörbchen schwengten, um in dem Spiegel des roten Tropfens all das zu finden, was uns das Leben oder das Talent versagte. Er sprach: „Kinder ich bin an der Endstation angelangt. Auf dieser Station wartet Concetta auf mich“.

Vorerst lachten wir ihn aus, dann beweinten wir ihn beim Glase. Armer Bursche! Wie erküht er sich, von jener Frau zu träumen, deren Ahnen die Colonnas und Gonzagas waren.

Er kümmerte sich nicht um uns. Am nächsten Tag ging er in die Albaner Berge und trat vor jene stolze Frau, in deren schwarzen Augen die verfeinerte wiederkehrende Schönheit von Jahrhunderten dämmerte, aber in deren Kopfhaltung auch gleichzeitig der jahrhundertalte Herrenstolz zur Marmorstatue erkaltet war.

— Contessa — so sprach Albise — hier bin ich, weil ich hieher kommen mußte. Ich bin ein Mann, der all das will — was groß ist und schön. Ich bin ein Mensch, der deshalb, weil er Mensch ist, allein nicht mehr weitergehen kann. Ich liebe, wie dies die südliche Sonne meines Heimatlandes in meine Seele, in mein Blut einbrannte. Contessa kommen Sie mit mir — und ich führe Sie durch so viele Paradiese als ich Jahre vom Baume des Lebens pflücken darf.

Er blickte auf das Mädchen und harrete der erlösenden oder verdammenden Worte.

Verblüfft hörte ihm die Contessa zu, dann schritt sie hastig zum Tisch, nahm von dort einen wundervoll geschnitzten Elfenbeindolch und hob ihn hoch. Der Jüngling stand wie eine Statue vor ihr. Das Mädchen hingegen lachte hell auf, drückte auf die Enden des kleinen Dolches, der sich zu einem feinen kleinen Fächer verteilte. Der Elfenbeindolch aus der Kokokozeit barg einen winzigen Fächer in sich, auf dessen jedem einzelnen Blatte das Leben einer Göttin in Filigranarbeit geschnitzt war. Mit diesem feinen, kleinen Fächer berührte sie die Schulter Albises und flüsterte lächelnd:

— Mensch, werde Priester, wenn du so viele Paradiese versprechen kannst . . .

Der Jüngling wurde flammendrot, hob hochmütig seinen Kopf empor und erwiderte kurz:

— Wohlan, ich werde Priester. Und werde dann kommen, wenn Sie mich rufen. Ich weiß, daß wir uns viermal begegnen werden, weil das Jahr sich viermal wendet — auch das Kreuz hat vier Enden. Heute sind wir uns das erste Mal wirklich begegnet.

— Die Contessa selbst erzählte dies in vertrauter Gesellschaft und wir lachten über die Sache, weil wir Albises sonderbare mystische Reden kannten.

— Aber niemand lachte, als wir nach einigen Tagen erfuhren, daß Albise wirklich Priester wurde und in den Orden eintrat, dessen Prior er jetzt ist.

— Ich besuchte ihn und als alter guter Kamerad frug ich ihn: Albise, was hat dich dazu bewogen? —

— Lieber, guter Alter, kümmere dich nicht darum. Der eine, der mit dem Leben, das ihm andere vorschreiben, nicht fertig werden kann, geht in die Fremdenlegion, wo ihn andere quälen, bis er für ein fremdes Land drei Acres Wüstenland oder eine Handfläche Dasee rettet. Ginge ich gehe Gott dienen, weil es mir Contessa Concetta befohlen hat. Dienen werde ich ihm so lange, bis ich entweder ein Heiliger geworden bin oder wieder ein sündhafter Mensch. Jeder kommt an auf der Station, wenn er sich unterwegs nicht das Genick bricht. Ob ich es mir schon gebrochen habe, oder es erst werde, das weiß ich nicht. Es kann sein, daß ich noch ankomme . . .

In diesem Augenblick hörten wir auf dem Klostergang das leise Husten des Priors und mein Gefährte sagte laut:

— Der neue französische Außenminister ist ein wunderbarer Künstler. Hast du gelesen, welchen Vertrag er betreffs Marokko zustande brachte?

Ich aber sah zum Bilde auf und buchstabierte noch einmal die ersten Zeilen des Briefes der heil. Katherina: „Schrieb es eigenhändig unter vielen Seufzern und einer Flut von Tränen.“ „Ich fühlte, daß Contessa Concetta mit diesem kleinen Elfenbeintwerkzeug, wenn es ein Dolch war, sich selbst stach, wenn es ein Fächer war, sich selbst schlug . . .

Der Prior trat ein und verbeugte sich mit andächtiger Feierlichkeit:

— Meine Herren — gehen wir ins Refektorium — brechen wir das Brot an!

II.

Es dämmerte, als der gastfreundliche Prior uns zur stillen kleinen Marina hinab geleitete.

Wir stiegen in die Segelbarke, um an den schweigenden Ufern entlang in die nachbarliche Bucht zu gleiten, wo der Wagen unser harrte.

Raum, daß die Wellen an den Boden der Barke schlugen, stülpten sich die beiden jungen Fischer, Berto und Gino das buntgewürfelte Hemd über die kernigen Arme. Auf einen Schlag verschlangen sich die vier bronzefarbigten Arme, wie vier elastische Eisengeräte, in dem vom kleinen Mast herabhängenden Strick. Zerstreut betrachtete ich die vier Arme und die darauf befindliche bläuliche Tätowierung. Auf dem einen ein kleiner Dolch — und darunter „Indipendenza o morte“ — Unabhängigkeit oder Tod. Auf den Arm des andern ein küßendes Taubenpaar, ober demselben im Halbkreis „l'amore é vita“ — Die Liebe ist Leben . . . Armer großmütiger Prior, nur du hast keinen Teil an dem, was sich diese einfachen Fischer frei wählen konnten . . .

Das rotgelbe Segel flog mit einem Ruck empor und ich fühlte das sanfte Schaukeln der Barke. Um die Spitze der Barke hörte ich jenen plätschernden Ton, mit welchem die Welle anzeigt, daß sie in unseren Dienst getreten ist, aber auch, daß sie von uns Besitz genommen hat.

Nochmals schüttelte ich die schmale und dennoch männliche Hand des Priors. Nach einigen Augenblicken sah ich am enteilenden Ufer eine schlanke schwarze Silhouette, die der scheidende Sonnenstrahl mit rötlichem Goldschimmer umfloß. Um die hohe dunkle Gestalt wob sich die ganze Luft im zitternden Flimmern.

Bewegungslos sah er uns nach. Er stand da, wie der Wurzel geschlagene Baum, der den seinem Laub entflohenen Vögeln nicht folgen kann, obwohl er sich ihnen sehrend nachneigt.

— Du — unterbrach ich in französischer Sprache die Stille, damit die beiden Fischer mich nicht verstehen — unser Prior steht dort gerade so, wie der auf den Tempera-Bildern des Mittelalters auf Goldgrund gemalte Heilige.

— Ja, ein Heiliger ist er wohl, sagte mein Freund, aber dennoch ein sonderbarer Heiliger, obwohl sein Herz goldiger ist als die glänzende Umgebung.

— Du hast recht. Ein Mensch. Ein Festtag ist es für mich, wenn ich unter den vielen lebenden Maschinen einem Menschen begegne, — sagte lächelnd mein Gefährte.

Die Dämmerung breitete langsam ihre violetten Schleier auf die Ufer und bedeckte mit ihnen den verlassenen „Menschen“.

— Sage nur, begann ich ohne Einleitung — wie wurde die Contessa die Gattin Roberes.

— Nun, jung und schön waren beide. Dies ist meistens der Galeotto der Menschenpaare. Aber dieser überschätzte Talisman ist nichts im Verhältnis zu dem Magnetismus, der manchmal zwei Menschen von den beiden Enden des Erdenrundes verbindet, auch dann, wenn ein dritter dazwischen stand. Obwohl dieser dritte manchmal eine größere Scheidewand ist als die Kette der Apenninen.

— Ich will keine dichterische Philosophie hören, sondern die wahre Geschichte!

— Willst du vielleicht die Lebensgeschichte des Priors verfassen? Nun wohl, ich werde sie erzählen. Ein sonderbarer Fall. Als man auf das Brautkleid der Contessa die letzten venetianischen Spitzen nähte und auf ihren Brautschleier die letzte Myrthe befestigte, trat das Mädchen vor Robere und sprach: Nachdem weder in deiner, noch in meiner Familie ei-

ner ist, der die Sontane des Abbés trägt, wünsche ich, daß Vater Albise unsere Hände ineinanderfügt. Ich fühle, daß nur mit seinen Segen ich glücklich werden kann.

Der junge Robere lachte: Concetta — es geschehe dein Wille! Dieser Mensch hat mich genug mit seiner Wissenschaft gequält, möge er nun diese Martern mit seinem Segen gut machen.

— Und so geschah es. Die Hochzeit sollte in der Kapelle neben Castel Gandolfo stattfinden. In der Kapelle, die auf dem schönen Punkte liegt, damit jeder, der dort eintritt, seinen Gott und sein Glück finde. Auch das Ordenshaus erhielt die Bewilligung, daß Albise den Bund segnen könne.

Der Frühling war noch jung, wie das Kind, das noch keine bestimmten Züge und keinen bestimmten Willen hat, nur eben schon eigensinnig ist, jedoch nur verwirrt lächelt, wenn man ihm widerspricht. Auch der Sonnenglanz lächelte schon, aber nur schwach, mild, kraftlos ohne wirklichen Willen. Von den Albaner-Bergen her wehte der Wind kühl.

Eine lange, vornehme Wagenreihe rollte der Kapelle zu. Concetta hüllte sich in ihren schneeweißen, dustigen Pelz und schmiegte sich näher an den ältlichen Beistand, den ihr als Begleiter, ihre Familie erwählt hatte. Der Beistand streichelte sanft ihre Hand und sagte zärtlich: Liebstes Kind, heute ist d e i n großer Tag! Dein g r o ß e r , s ü ß e r Tag . . .

Das Mädchen schwieg und erschauerte in ihrer weißen Pracht. Sie liebte, aber sie hütete furchtsam diese Liebe! Wie wenn sie fühlen würde, daß diese Liebe nicht ganz erblüht ist und daß sie der späte Reif vernichten könnte.

Robere saß zurückgelehnt im andern Wagen. Hübsch, vornehm und gutgelaunt war er. Der träumerische Orsini, sein Begleiter, unterbrach die Stille, als sie an das Ende des Dorfes kamen.

— Nun Kamerad, jetzt sieht dich der Alcazar lange Zeit nicht.

Und er wies auf die Mauer der ersten Steinhütte des Dorfes, deren malerische Ruinenhaftigkeit ein großes Plakat — als moderner Anzeiger der Großstadtnähe — geradezu störte.

Ein schönes Frauenantlitz mit pikanten, koketten Zügen im runden Medaillon. Auf ihrem Kopf eine rote Haarkrone. Unter den Medaillon in riesigen Buchstaben die Ankündigung:

„Alcazar di Roma“.

„Französischer Liederabend der Yvonne Esquilar.“

Roberes Augen stierten auf das Plakat. Er lehnte sich aus dem Wagen und drohte scherzend dem vom Plakat herablächelnden rothhaarigen Gesichte zu. Dann starrte er lächelnd vor sich und sumimte das Lied, das in seinem Ohre klang:

... Quand el' s'balladait sous l'ciel bleu
Avec ses cheveux couleur de feu,
On croyait voir eun' auréole
À Batignoiles.

Leise wiederholte er noch einigemal den ausklingenden Refrain: „A Batignolles! A Batignolles!..“ Dann wurde er plötzlich ernst und bewegte sich unruhig auf den Bälstern des Wagens, — griff an seine Stirne, wie wenn er etwas vergessen hätte. Er zog seine Taschenuhr und stieß seinen Nachbar:

— Nur mehr einige Minuten und
und

— Und — ergänzte Orsini — der jüngste Graf Robero ist der stolze Gatte und glückliche Gebieter, — der unermesslich reiche Diener und unzertrennliche Schatten der schönsten Frau, deren strahlende Augen die vielen wunderschönen Frauen verdunkeln, die die verwöhnten Söhne des Geschlechtes der Robero sich

erwählten durch tausend Jahre . . . Wir werden dies vor Gottes Antlitz und abends beim Klirren der Champagnergläser feierlich bezeugen . . .

Der Bräutigam hörte nicht mehr zu, aber als der Wagen vor die Kapelle rollte, sprang er plötzlich heraus und sich gegen die Hochzeitsgäste wendend, sagte er nur:

— Entschuldigen Sie mich einen Augenblick — aber ich muß dem geistlichen Vater, ohne dessen Segen kein Glück erblickt, noch etwas zuflüstern.

Bis die Begleitung in der kleinen Kapelle Platz nahm, verschwand Rovere, der kaum seine Erregung bemeistern konnte, mit elastischen Schritten in der Türe der Sakristei. Albise saß dort, im alten geschnitzten Lehnstuhl, sein Haupt in beide Hände gestützt.

Der junge Graf blieb in der Sakristei stehen und beugte sich zum Priester. Er flüsterte ihm ins Ohr:

— Ach bitte, schicke diese Menschen für einen Augenblick hinaus.

Albise winkte mit der Hand den dort fleißig hantierenden zwei Kirchendienern, diese verbeugten sich ehrfurchtsvoll und verschwanden in den Nachbarräum.

Der Priester trat zwei Schritte vor, ohne jedoch in Roveres Augen zu sehen: er blickte zur Seite auf das Fenster, durch welches man die mit weißen Blüten besäten, nickenden Zweige der Obstbäume hinter der Kirche sah.

— Nun?

— Heiliger Vater! Zeige jetzt, was du kannst! Albise zeige nun, ob du Einfluß bei den Himmlischen hast! Wenn du Glauben hast, erbitte dir's und t u e das Wunder, denn schlimm steht's, sehr schlimm.

Mit gespanntem Blick sah der Priester nun frei in das Antlitz des jungen Grafen.

— Nun was gibt's? beichte rasch! Die Logik der Ereignisse geht manchmal ins Wunderbare. Grund zum Erschrecken haben wir nur

dann, wenn wir diese Logik nicht erkennen, oder dagegen zu arbeiten versuchen.

— Weise, viel lehrtest du mich, doch all dein Wissen und all deine Lehren sind nun vergebens. Lasse die Logik bei Seite, denn diese ist mir eben jetzt nicht einen armseligen Soldo wert. In einer viertel Stunde werde ich schwören und besitze den Ring nicht, den ich vor dem Altar auf den Finger meiner Braut stecken sollte . . . Weiß der Himmel, ob ich ihn verlor, oder ob man mir ihn stahl. Am Wege hieher nahm ich es wahr, weil ich ihn in meiner Briefftasche trug. Jetzt ist er nicht da. Es ist zum verzweifeln. Wenn Concetta es nicht gewünscht hätte, daß wir in diesem kleinen Neste heiraten, wäre alles in Ordnung, denn in Rom hätte ich mir im nächsten Augenblick einen anderen Ring verschaffen können. Aber in diesem elenden Orte ist keine Hilfe möglich. Nun sei der Weise, der auf alles Rat weiß, oder der Heilige, der mit Wunder hilft . . .

Der Priester richtete sich straff auf. Ueber sein blasses Antlitz zog eine asketische Strenge. Mit eiserner Hand ergriff er Roveres Arm, daß dieser stöhnte. Er beugte sich zu den an Gestalt kleineren jungen Grafen, sah ihm fest in die Augen, hart und entschlossen, dann schüttelte er ihn etwas. Langsam, jede Silbe betonend, frug er ihn:

— Sage ehrlich, wohin hast du jenen heiligen Ring vertan? Wem gabst du ihn? Denn verloren hast du ihn nicht und gestohlen hat man dir ihn auch nicht.

— Mit welchem Rechte forschest du mich aus? Mit welchem Rechte verdächtigst du mich? Ich kam von meinem alten Meister und dem Priester Rat zu holen, weil ich keinen anderen in diesem Augenblick habe, dem ich das Geheimnis meines kleinen Mißgeschickes anvertrauen könnte. Es ist aber eine unerhörte Sache, daß du mit mir so zu sprechen wagst. Wer bist du, daß du mich zur Verantwortung ziehst und

mich richtest? Nicht immer und überall kann man die Macht des Beichtstuhles usurpieren . . .

Alvise's Antlitz wurde völlig ruhig, jeder seiner Züge veränderte sich in Sanftmut und Fröhlichkeit, wie das Antlitz desjenigen, den eine große unerwartete Freude trifft. Mit lieber, warmer Stimme setzte er fort:

— Conte Kovere, du hast Recht. Ich habe kein Recht dich zu verdächtigen, ich habe kein Recht dich zu fragen, denn heute ist mein Amt nicht — lösen — sondern verbinden . . . Dennoch ist es ein wenig anders, denn wenn ich etwas weiß, dann verdächtige ich nicht und wenn ich frage, tue ich es nicht ohne Grund und Recht. Ich kenne dich, weil ich dich unterrichtet habe. Obgleich nur zwei Jahre zwischen uns sind, war ich dein Meister und nur der kann ein Meister sein, der seinen Schüler kennt. Aber lassen wir es. Heute werde ich die zwei Hände segnen, die ihr vor mir ineinanderlegt. Ich will sie so segnen, daß sich nicht ein Stäubchen Schlacke zwischen die zwei Hände lege, das die andere, kleine Hand, die schwächere verwunde oder beschmutze . . . Ich will sie segnen, so daß diese beiden Hände von einander nicht lassen, weder im Paradies des Festtages, noch in der Hölle des Alltags.

Auch jetzt sah der Priester in die Augen des jungen Grafen, doch nur so, daß er die beiden Hände sanft auf den Schultern des anderen ruhen ließ. Gleichgültig setzte er fort:

— Und was war im Ring graviert?

— 21. März.

— Nichts anders? kein Jahr? kein Buchstabe?

— Nichts anderes. Der 21. März. Concetta's Geburtstag. Unser Hochzeitstag. Der heutige Tag.

— Und — sagte lächelnd der Priester — Frühlings Geburtstag . . .

Alvise trat zurück. Langsam knöpfelte er die oberen Knöpfe seines Festaltares auf, unter

welchem sich das Priesterkleid geschmeidig über die schlanke Gestalt spannte. Er entnahm seiner inwendigen Tasche eine winzige, meisterhaft gearbeitete Lederbrieftasche und hob hieraus behutsam mit beiden Fingerspitzen, wie wenn er ihn nicht berühren wollte, einen feinen Goldreif. Wortlos hielt er diesen Koberer entgegen.

Hastig griff der junge Graf nach dem Ring. Mit einem Sprung war er beim Fenster, durch welches der Märzsonnenstrahl goldig in die dunkle Sakristei stob. Dreimal drehte er den Ring im Licht und las laut das eingravierte Datum:

— 21. März.

Er lachte hell auf und stammelte:

— Schau, mein Ring . . . Bei dir! Albise, wenn du stirbst und man dich kanonisieren will, werde ich dem *Advocatus diaboli* gegenüber dein erstes Wunder bestätigen.

Der Priester hörte nicht mehr zu, drehte sich um und begann den Ornat, in welchem er die Trauung vollziehen wollte, dem Kasten zu entnehmen.

Auf einmal verdüsterte sich Koberes Antlitz und wie ein Luchs sprang er zum Priester, der bereits sein kirchliches Ornat anhatte. Jetzt ergriff er mit beiden Händen den jungen Geistlichen.

— Albise! Albise! Woher hast du meinen Ring? — das heißt — verbesserte sich Koberer, woher hast du eben denselben Ring, wie der meine?

Der Priester erwiderte überlegen, sicher, aber mit sarkastischem Lächeln.

— *Mio continuo*, ereifern Sie sich nicht! Die Sache ist ganz einfach. Dem du den Ring gabst, oder sagen wir, der ihn dir nahm, oder wenn du es noch besser findest, — der ihn fand — wissend, daß ich die Trauung vollziehe, übergab ihn mir reuig, heute in der früh.

Lachend fügte er hinzu: Wenn meine Au-

gen nicht trügen und mein Gedächtnis mich nicht im Stiche läßt: es war eine Frau.

Robere erzitterte. Er schlug die Augen nieder, trat näher zum Priester, drückte dessen beide Hände. Albise duldete es, mit niedergeschlagenem Blick. Der junge Graf stürmte in die Kirche, wo ihn seine Braut und die prächtige Hochzeitsgesellschaft erwartete.

Albise blickte ihm nach. Unermeßliche Trauer, dann Verachtung spiegelte sich in seinen großen, schwarzen Augen. Er brummte etwas in sich:

— Du, du Erbärmlicher! Nicht genug, daß du mich beraubtest, auch lügen lehrtest du mich, — mich, der niemals log! — Sic fata tulere. Und nun wird sie in Wirklichkeit meine Braut..

Dann trat er rasch zur Sakristeitür und rief in den Nebenraum:

— Macht euch bereit!

*

Die Dämmerung sank herab. Am Ufer leuchteten hie und da die Lichter auf und ihr Schein fiel wie eine zitternde schlanke Säule tief in die Wellen. Unsere Segel schlossen sich in der Windstille wie die Flügel des müden Schmetterlings. Wir verstummten, nur das tiefe Atmen des Gino und Berto konnte man hören, wie sie in der Bucht mit taktmäßigen Ruderstößen einsteuerten.

Ich begann: Sage doch, woher weißt du dies alles? Du erzählst, wie wenn du selbst in der Sakristei hinter ihnen gestanden wärest.

— Nun, auch die alten Steinmauern der Sakristei haben Ohren, wie jede Wand — von der nassen Bogenwölbung der Rasematten bis zu den Gobelinwänden im Königspalast.

Nun setzte mein Freund fort:

— Die Hochzeit fand statt. Ein prächtigeres Bild konnte man sich nicht vorstellen. Als die beiden jungen Geschöpfe vor dem Altar standen, schien selbst das Gotteshaus noch schöner

geworden zu sein. In das kalte Heim der Andacht und des Glaubens zog die lebende Schönheit und das schöne Leben ein. Welch große Freude muß es dem Priester sein, zwei solche Menschengeschöpfe zu segnen! Doch welchen Schmerz muß es dem Priester bereiten, zu entsagen, und nicht an Stelle des Bräutigams zu stehen.

Auch Albise war schön und edel, wie der junge heilige Johannes. Unmittelbar und warm war seine Handlung, wie wenn er keinen Ritus vollziehen würde, sondern zum erstenmal täte, was bei ihm nicht Formsache, sondern die Eingebung des mitfühlenden Menschenherzens ist. Er sprach nur einige Worte. Heute noch tönen jedem Anwesenden die an Glockenklang erinnernden Worte ins Ohr:

. . . Eure Vereinigung ist die genaueste Wage des Lebens. Die Frau wirft in die eine Schale ihr Herz, der Mann in die andere seinen Charakter. Und die Wage darf sich auf keine Seite neigen, denn wehe dem, dessen Schale von beiden gewichtiger ist. Sein Brot verwandelt sich in Schmerz, seine Hoffnung verblaßt zur Enttäuschung. Contessa Concetta Altieri, du schneeweiße Braut, mit diesem Ringe binde ich dich für ewig an den, der dir den Ring entgegenreicht. Werde der Ring niemals zur Kette, sondern zum Sinnbild der Liebe, die wahrhaftig menschlich und eben darum auch göttlich ist . . ."

— — — Wir langten bei der Bucht der Küste an, wo der Wagen unser harrte. Bertio sprang mit Rakengeschwindigkeit auf den schmalen kleinen Molo und reichte uns helfend seine Hand. Wortlos stiegen wir in den Wagen. Ich richtete am Wege an meinen Gefährten keine Frage, da ich ernst wurde. Ich fühlte, daß jede einzelne Begegnung im Schicksal zweier edler, tüchtiger und schöner Menschengeschöpfe ein neuer Schritt zur Tragik ist. Die Erzählung meines Freundes wirkte auf mich, wie der dumpfe Rhythmus des griechischen Chors, der im voraus ahnen läßt,

daß der starke Wille nicht zur Glückseligkeit führt, weil in erster Reihe nur den Alltagsmenschen das stille Glück zuteil wird.

III.

Eine warme Sommernacht war's; wir konnten nicht schlafen. Mein Freund öffnete die Fenster, um den belebenden Gruß der sanften Nacht einzulassen. Er zog im Zimmer den roten Schirm vor die Lampe und wir setzten uns beide auf das Balkongitter des Fensters zum schwarzen Kaffee. Der stillen Gasse drehte ich meinen Rücken zu und warf nur dann einen Blick nach rückwärts, wenn irgendein Lärm erscholl, obwohl mich nichts interessierte, was in der schlummern- den Stadt geschieht. Von irgendeiner Straßenecke widerhallte das fröhliche Lebewohl: felice notte! felice notte! . . . Zufriedene, einfache Menschen schieden nach einem friedlich verbrachten grauen Abend voneinander, indem sie sich an den dürftigen Gaben des leidenschaftslosen, erregungslosen Alltages erfreuten.

Mein Freund fuhr fort:

— Vergangenen Winter verkehrte ich im Pa- last an der Trinitá dei Monti. Conte Rovere war nicht daheim, angeblich weilte er in Paris in irgendeiner diplomatischen Sendung. Eingeweihete jedoch meinten, daß er mit jemand in Nizza zusammentraf, demgegenüber jede Diplo- matie unterliegt. Gelt, du verstehst? Es gibt nur eine Großmacht in der Welt und deren Name ist: Weib.

Wir saßen im kleinen Salon am ersten Stock, im Lieblingsempfangszimmer Gräfin Concettas. Auch ich gewann den intimen kleinen Salon lieb, in welchem alles in seiner Art vollkommen war und das Vollkommenste — die Hausfrau selbst. Auch die größten Künstler schaffen selten Kunst- werke; es scheint, daß auch der Schöpfer selbst keine Ausnahme bildet, denn er übertraf sich nicht mehr, seitdem er Concetta erschaffen hatte . . .

Das hellerleuchtete Zimmer tat mir wohl, auch die Wärme des harzduftenden Holzschaites, das im Kamin in Glühfäße verglomm, denn der Karnevalwind blies die Straßen entlang.

Die Contessa saß vor dem Kamin mir gegenüber. Sie war strahlender denn je. Ihre prächtigen Schultern, von welchen die Boa etwas herabglitt, leuchteten noch blendender im dunklen Samtkleide. Drei glühende Glanzpunkte ließen ihre ganze Gestalt erstrahlen, so daß man die Dunkelheit ihres Kleides vergaß. Die Brillantagraffe an ihrer Brust, das Diadem in ihren kohlschwarzen Locken und ihre flammenden zwei Augen. Die Diamanten ließen ahnen, welch ein Herz unter den lieblichen Geheimnissen pocht und welch sprühender Geist hinter der weißen Stirn wohnt. Die beiden Augen berückten, denn es brannte in ihnen jene mystische dritte Kraft, die Herz und Geist zusammen nicht hervorzuheben können . . .

Sie neigte sich und warf noch ein Holzschait in den Kamin.

— Ich liebe diesen Tannenduft — sagte sie liebenswürdig.

— Sehen Sie, die gestürzte Tanne geht besondere Wege. Irgendwo, neben dem ewigen Schnee des Monte Viso kam sie zur Welt, aber sie konnte in ihrer reinen weißen Heimat nicht in Frieden zerfliegen. Sie kam hieher, in das sogenannte Land des südlichen Sonnenglanzes, um den Preis ihres eigenen Vergehens, — Wärme auszuteilen.

— Alles hat sein eigenes Schicksal — erwiderte ich, — auch die Menschen . . .

— Ja, jeder hat sein eigenes Schicksal. Aber dieser arme Baum konnte sich nicht verteidigen. Der Mensch muß jedoch dagegen kämpfen, daß er um den Preis seines eigenen Vergehens anderen Wärme spendet.

Diese sonderbare Folgerung, die wir unvermittelt von einer Handvoll Tannenglut ableiteten, überraschte mich. Ich wollte gehen, denn

ich wußte, daß die Gräfin sich ins Theater vorbereitet und wußte auch, daß sie für Eleonore Duse schwärmt und nicht ein einziges ihrer Worte versäumen wollte. Als ich im Begriff war, mich zu erheben, berührte sie freundschaftlich zart meinen Arm. Glücklicherweise gehorchte ich der Aufforderung des Verbleibens.

— Es ist noch Zeit, nicht einmal mein Wagen steht vor dem Thor. Bleiben Sie, begleiten Sie mich, ich bin ja so wie so allein . . .

— Und welche der unglücklichen Frauen, die uns ins Herz greifen, ist Duse heute?

— Heute abend ist sie Ellida, eine der launenhaften Töchter der unwölkten Seele des alten Ibsen.

— Ah, man gibt die Frau vom Meer? Nun, ich kann nicht glauben, daß eine geheimnisvolle Kraft die Frau zu dem fremden Mann treibt. Diese Frau erkennt die große Lüge ihres Familienherdes und sie bleibt dennoch dort, als sie mit freier Bestimmung wählen kann. Ibsen alterte schon . . .

— Ich — fuhr Concetta fort — werde mir Duse dennoch ansehen, wie sie das Unmögliche glaubhaft macht. Sie haben Recht — fügte sie traurig hinzu — auch ich will nicht an unbekannte Kräfte und an Kräfte Unbekannter glauben, doch wenn mein Gatte fern weilt, ist es mir manchemal, wie wenn ich mich vor etwas fürchten würde . . . Wie wenn mich auch etwas oder jemand in seiner Macht halten und zu sich ziehen würde. Nur — und dies sagte sie schon stolz — wenn ich in meinem Leben eine Lüge entdecken würde und ich aus freiem Willen wählen könnte, dann würde ich . . . nicht bleiben — ich würde gehen.

Bewundert blickte ich sie an.

— Nicht wahr, Sie finden mein Geständnis kühn. Eine Gräfin Rovere, Roms gottesfürchtige Frau, die stolze . . . Nun lassen wir die konventionellen Worte. Ich bin der Meinung, daß das Leben nur dann einen Wert hat, wenn

der Inhalt Wahrheit ist. Wo die Wahrheit erlischt, dort folgt entweder ein Punkt, der das Vergehen bedeutet, oder aber muß man das juchen, was wieder Wahrheit ist, denn diese ist, was immer auch folgen möge, selbst wieder das Leben. Ich könnte nicht Ellida sein, wenn man mich auf das Meer hinausruft und mir am Festland die Luft erstickend wird.

Ihre Augen erglänzten in ungewohntem, tiefem Feuer.

— Nein, Gräfin Concetta — die Luft am Festlande kann niemals erstickend sein dem, der für den Sonnenstrahl geboren ward und wo würde sich jemand finden, der es wagt, Sie vom sicheren Hafen zu rufen auf sein Schiff, denn in ihrem Heim gibt es nur eine Wahrheit, das Glück . . .

In diesem Augenblick trat auf den Fußspitzen der Diener ein und legte mit unbeweglichen Bügen eine Silbertasse vor die Gräfin.

Langsam griff die Gräfin nach der Karte und las laut: *Yvonne Esquilar*.

— Yvonne Esquilar? Was sucht bei mir zu so unmöglicher Zeit die französische Sängerin, die ihre eigene Geschichte im Pariser Mirliton von armen Bohems lernte. Was kann dieser rothaarige Dämon wollen . . . und leise trillerte sie:

„On croyait voir un auréole
À Batignolles!“

Sie winkte dem Bedienten, den Besuch einzulassen. Ich bemerkte noch rasch:

— Ein ungewohnter Besuch, zu ungewohnter Stunde, aber, wie es scheint, ist dies Sitte . . . à Batignolles.

Die Thür öffnete sich und Yvonne Esquillar trat ein.

Sie war eine hohe Erscheinung mit prachtvollen Formen und dennoch Filigran. In ihrer Persönlichkeit war etwas, das uns die zum Sprung bereiten, schlanken, prächtigen Raketen in Erinnerung bringt. Als sie unter den Luster

trat, wogten die Flammen ihrer rostroten Lof-
fen unter ihrem großen Hut glühend hervor.
Ihr Gesicht war bleich, aber die schwarzen Au-
gen belebten es dennoch.

Langsam, ehrerbietig schritt sie bis zur Zim-
mermitte, aber man konnte in ihren weit geöff-
neten ernstesten Augen sehen, daß sie Concetta mit
der ganzen Gast frauenhafter Neugierde analy-
siere. Sie ließ ihre Augen entlang schweifen an
den dunklen Locken der jungen Frau, an ihren
blendend weißen Schultern, an ihrer schlanken
Gestalt bis zu der kleinen Schnalle, die ihre
formvollendeten Füße in die Schuhe schloß. Fast
vorschnellend blieb sie vor der Gräfin stehen.

— Contessa, verzeihen Sie mir gnädigst die
Verwegenheit, daß ich gekommen bin, so kam
und eben jetzt kam. Sie werden mich verstehen.
Ich konnte es nicht auf morgen, auf übermorgen
verschieben, denn ich verlasse Rom mit dem
Mitternachts-Express nach Genova. Verzeihen
Sie, aber wir können nur Aug im Aug sprechen.

Sie sah mich mit bittendem und doch ge-
ringerschätzendem Blick an.

Ich verbeugte mich und wollte gehen.

Die Gräfin winkte mir liebenswürdig zu:

— Mein Gast ist unser treuer Freund, vor
welchem ich kein Geheimnis habe. Wenn Made-
moiselle Esquilar, Sie welches haben, so müssen
wir dies selbstverständlich in Ehren halten. Rä-
chelnd wandte sie sich an mich:

— Bitte, gehen Sie ins Nebenzimmer und
bewundern Sie! Urteilen Sie, wenn Sie nicht
bewundern wollen. Dort steht mein neues Por-
trät, welches Meister Renier malt. Es ist noch
nicht fertig, dennoch bin ich auf Ihr Urteil neu-
gierig. Renier sagte, daß die Porträts, auf wel-
chen die Frau nur steht und uns ansieht, prächt-
ig nach der Mode gekleidet, mit Schmucksachen
behangen, mit einem Wort in Parade, keine
Porträts, sondern nur gewöhnliche Modezei-
tungsillustrationen sind. Sie erniedrigen die
Frau auf das Niveau der Nippgegenstände. Re-

nier sagte, daß man das Gesicht der Seele nur dann malen kann, wenn man — wie soll ich nur sagen — die Gestalt inmitten der Ausübung oder des Genusses ihres Lebensinhaltes verewigt. Das heißt, man muß den Schmied dann malen, wenn sich unter seinem Hammer der Stahl formt, den Schriftsteller dann, wenn er sein Werk schreibt, die Sängerin singend . . . Renier hat sich auch bei mir daran geklammert, denn er wollte meine liebende Seele malen und setzte mich deshalb zum Tische, daß ich einen Brief schreibe dem, den ich liebe und der mich liebt . . . meinem Herrn und Gebieter . . . Auf dem halbfertigen Bilde werden Sie mich daher sitzend vor dem Briefpapier sehen . . .

Ich kann sagen, es befremdete mich, daß die Gräfin eben in diesem Augenblicke das ganze künstlerische Glaubensbekenntnis des Malers Renier so ausführlich erklärte — dies war in Gegenwart der anwesenden Dritten geradezu peinlich, dennoch fühlte ich, daß ich die fast fieberhaft geflüsterten Worte verstand . . . Sie wollte mich, so lange es anging, im Salon festhalten, denn — Gott mag es wissen — sie fürchtete sich vor dem Augenblicke des Alleinseins mit der rothhaarigen Yvonne . . .

Ich verneigte mich und ging in das Nebenzimmer — zum Bild.

Ich wollte das angefangene Werk ansehen und, ehrlich gesagt, ich wollte nichts hören von dem, was sie im anderen Zimmer sprachen, denn ich verabscheue selbst die ungewollte Indiskretion. Doch die ehrliche Taubheit half mir nichts, ich mußte — gegen meinen Willen — die lauten Worte verstehen, denn zwischen beiden Zimmern war keine Thür, sondern nur ein herabwallender antiker Perser.

Die beiden Frauen sprachen nur einige Augenblicke leise flüsternd, wie wenn ein Gegenstand die Aufmerksamkeit beider fesseln würde — plötzlich wurden ihre Stimmen lauter, denn da standen sie sich schon gegenüber.

Fast atemlos sagte Yvonne Esquilar:

— Gräfin, ja was ich jetzt tat, kann die ehrlichste Sache oder die elendeste Tat sein. Vergessen Sie nicht, daß ich ein Weib bin und ein Vollblutweib, die nicht beachtet, was und wen sie vernichtet oder wie sie selbst vernichtet wird — die nichts beachtet, wenn sie für Liebe ringt oder sich für Liebe rächt.

Die Contessa erwiderte stolz und gemessen:

— Ich trage den Ring meines Gatten, den er mir vor dem Altar auf den Finger streifte. Ich bin auf nichts neugierig und glaube nichts, nur das, was dieser Ring mir sagt: „Der 21. März.“ Mein Hochzeitstag. Mademoiselle Esquilar, verstehen Sie? Dieser Ring sagt mir: Dein bin ich. Und ich fühle aus dem Ringe: Mein bist du.

Hellauf lachte die rote Sängerin. Wunderjam, vor meinen Augen erschien bei diesem Lachen — obwohl ich es nicht sah — ihr Gesicht mit der feurig glänzenden Haarkrone.

— Contessa, nein und tausendmal nein! Sehen Sie meinen Ring an, den ich brachte und dort auf den Tisch legte, darin steht dasselbe. Dieser Ring sagte mir: Dein bin ich! Mir, vielmehr mir, wie jemandem in der Kapelle neben Castel Gandolfo. Wohlan, erfahren Sie, daß Graf Robere am Vorabend seiner Hochzeit bei mir war. Mit Champagner feierten wir seine Liebe, nicht jene konventionelle, die in Herrenpracht und vorgeschriebenen Phrasen vor dem Priester endet, sondern wir feierten jene wahre Liebe, die unwiderstehliche, zu einem armen Mädchen aus Batignolles. Und — verstehen Sie, Contessa, ich küßte Graf Robere vor der Hochzeit, ich umarmte Graf Robere . . .

Hier wurden die Worte der Sängerin nicht nur hörbar, sondern auch sichtbar. Sie begann langsamer zu sprechen, unbarmherzig, mit grausamem Selbstbewußtsein.

Und damals, am 20. März, als die Contessa in ihren Mädchenträumen vom Glücke des kom-

mündigen Tages schwärmte, von der schmachtenden Liebe ihres Herzerwählten, von der sagenhaften ewigen Treue, schlang ich meine Arme um den stolzen Nacken des vornehmen jungen Antinou? und flüsterte ihm zu: Wenn du mich liebst, gib heute mir einen Beweis, den man nicht ableugnen kann, gib mir den Beweis just heute, wo du morgen vor dem Altare gerade das Gegentheil der ganzen Welt bezeugen wirst. Und Conte Robere nahm jenen Ring hervor, der für Sie, Contessa, bestimmt war und streifte ihn auf meinen Finger. Ja, er liebt mich, er schwor mir — er schwor mir auch dort, als Sie damals nebeneinander in der Kirche standen; Contessa, als er Ihre Lippen suchte, küßte er mich. Als er seine Arme um Ihren Leib schlang, preßte er mich an sein Herz, Contessa!

Stille wurde für einige Augenblicke. Dann begann Concetta nochmals mit edeltönender, doch zitternder Stimme:

— Mademoiselle Esquilar, haben Sie noch etwas zu sagen?

Mein Gott, welche Selbstbeherrschung! dachte ich für mich, als ich zerstreut vor dem Bilde stand, auf welchem Concetta ihrem süßen geliebten Gebieter von Liebe schreibt . . .

— Gräfin! Und Sie fragen nichts von mir?

— Nein.

— Dann werde ich dennoch antworten. Solange ich glaubte, daß nur konventionelle Sklavenketten sie aneinanderbinden, bewahrte ich mein Geheimnis, den Ring und meine Liebe — denn — und sie sprach mit unglaublichem Spott und Grausamkeit — denn ich betrachtete nicht einmal die schönste und liebenswürdigste Gattin als wirkliche Nebenbuhlerin. Diese konnte den Conte Robere aus meinem Banne nicht erobern. Aber jetzt ist die Sache anders. Der Graf wurde mir untreu, er liebt eine andere. Vielleicht trifft er sich in Nizza eben in dieser Stunde — mit der anderen. Ich fürchte, daß es Ihnen noch gelingt, von dieser zweiten ihn zurück-

zuerobern . . . Ich verfolgte ein doppeltes Ziel als ich unseren gemeinschaftlichen Ring hieher brachte. Rächen will ich mich an Graf Robere, ja, ich will sein schönes Heim zerstören, dann will ich weiter um ihn ringen. — Gräfin jetzt können auch Sie mir helfen, denn jetzt sind wir zu zweit, zwei gemeinsam Betrogene . . .

Abermals wurde es stille. Ich hörte den leichten Schritt der rothaarigen Nonne, wie sie vom Teppich auf das Parkett trat; ich hörte das Öffnen der Thür, wie sie sich entfernte.

Mit zurückgehaltenem Atem wartete ich. Nur so viel Zeit verstrich, die der Frau genügt, eine Träne abzuwischen und ihre Büge mit der endlosen Seelenstärke der Frauen zu ordnen. Gräfin Concetta zog die wogenden schweren Vorhänge auseinander und sah herein zu mir. Sie war bleich, aber sie schien mit ihren ernstesten, traurigen Augen schöner denn je.

Sie sagte nur:

— Sie ist fort. Kommen Sie, begleiten Sie mich. Den ersten Akt versäumten wir . . . Sehen wir, was Ellida im zweiten Aufzuge macht.

Bewirrt folgte ich ihr. Als wir durch den kleinen Salon schritten, blickte ich verstohlen auf das kleine Borodtischchen vor dem Kamin. Dort stand alles. Canovas Amor und Winche in Miniatur-Ausführung, dort stand die mit Bernsteinen ausgelegte Schale die Dose mit Bouchers Pinsel geschmückt. Tener zweite Ring lag nicht mehr dort . . .

IV.

Grau wölbte sich am anderen Morgen über Rom der Januarhimmel.

Gräfin Concetta war früh wach. In dieser Nacht schlief sie nicht und dennoch schien es ihr, wie wenn sie aus einem schönen Traum zur erbärmlichen Wirklichkeit erwacht wäre.

Langsam ging sie zum Fenster. Sie stützte ihre Arme gegen das kalte Glas und neigte ihre glühende Stirne darauf. Plötzlich riß sie die

Fenster weit auf, denn sie konnte an diesem Morgen den Harzduft des im Kamin angebrannten Tannenholzes nicht ertragen. Ein paarmal ging sie im Zimmer auf und ab, streifte über ihr englisches Kleid, fieberhaft nestelte sie den großen grauen Hut auf ihre glänzenden, schwarzen Locken. Sie klingelte ihrem Diener.

— Silbio, lasse einspannen!

— Contessa, welche?

— Den Orkan und die Amazone.

Nach wenigen Augenblicken standen die zwei unruhigen Fuchse mit der leichten Kutsche vor dem Palaste.

Concetta sprang auf den Wagen und ordnete mit einer einzigen, anmutigen Bewegung die Zügel in ihre behandschuhten Hände. Das eine Pferd schaute zurück und stolz warf es den schlanken Hals in die Höhe. Dann flog der Wagen, wie wenn die rollenden vier Räder, die zwei prächtigen Tiere und die schlanke Gestalt, die die Zügel hielt, zu einer einzigen Maschine verschmolzen wären.

Der Diener konnte seine Bemerkung nicht verschweigen.

— Wie stolz die heute sind! Sie wissen, daß ihre Herrin selbst sie leitet. Auch das Tier schätzt den, der . . . der . . .

Der Diener errötete und konnte nicht beenden, was er sagen wollte, doch die Gräfin half ihm lächelnd:

— Recht hast du, Silbio, das Tier schätzt immer den, der . . .

Auch sie beendete ihre Worte nicht, denn plötzlich verstummte sie. Ihr Blick fiel auf eine Ankündigungsmauer. Von den Miesenplakaten dort lächelte zerrissen, aber vielleicht ein duzendmal nebeneinander das Antlitz der roten Nonne auf sie, mit jenem koketten, leidenschaftlichen Ausdruck, wie sie gestern abend zu ihr eintrat . . .

Concetta sah hinweg und freute sich nahezu, als die beiden Carabinieri, die vor der Porta Appia standen, ihrem Gespann stramm salutier-

ten. Sie erwiderte den Gruß mit anmutigem Liebreiz, wie wenn sie ihre besten Bekannten der ersten Gesellschaft begrüßen würde. Sie war dankbar jedem, der ihre Augen von diesen Plakaten ablenkte.

Der Wagen rollte aus Rom hinaus, — über die Via Appia.

Zurückblieben hinter ihr die Häuser, die Ruinen, die Gräber derer, die unter Nero den Panther und Löwen gegenüberstanden. Wie wenn aus jedem Stein, aus jeder Hügelhülle, aus jenen Tränen, die einst der Schmerz der Christenheit hier vergoß, irgendein bedrückender Dunst sich verbreiten würde. Der Wind piff immer schärfer neben dem pfeilschnellen Wagen und küßte die bleichen Wangen der Contessa rot.

Wie violette Kulissen erhoben sich langsam in der Ferne die Berge. Ringsum öffnete sich die Campagna, wie wenn sie dem fernen Frühling ihr Herz erschließen würde.

Auf einer Bergspitze leuchteten kleine Schneeflocken. Einem Pfeile gleich schoß aus dem bewölkten Himmel der einzige, herumirrende Sonnenstrahl gerade auf den Schnee und tanzte auf dem kleinen, blendenden Fleck silbern auf und ab, wie wenn er sich fröhlich dessen freuen würde, irgendetwas Glänzendes in dieser grauen Gegend zum Spielen gefunden zu haben.

Auch Concetta sah dorthin und leise murmelte sie:

— Ach, warum scheint der Himmelssonnenglanz dorthin und auf das, was kalt und eisig und vergänglich ist . . . Wo ich doch da bin und den Sonnenstrahl ersehne . . .

— Was geruhen zu befehlen? frag verwirrt Silvio, der die sonderbare Rede seiner Herrin nicht verstand.

— Nichts, Silvio. Sag' mal, sehnst du dich nicht auch manchmal fort von daheim?

— Nein, Contessa. Für mich ist es gut, hier zu sein. Wenn der Mensch einen Familienherd

hat, was soll er dort suchen, wo der Herd nicht mehr wärmt . . .

Die Gräfin hörte ihm nicht mehr zu, sondern blickte hinüber auf die Basilika San Paolo fuori mura, auf deren Dach der Sonnenstrahl von den fernen dämmernden Bergen herüberhuschte.

Sie lenkte ihren Wagen der Kirche zu und brachte mit einer einzigen, raschen Bewegung die vom scharfen Trab zitternden Pferde vor dem Eingang zum Stehen. Sie warf ihrem Bedienten die Zügel zu und sprang vom Wagen. Sie trat ein in das dunkle, kühle Gebäude. Der Geruch des kalten Weihrauchs und der gebrannten Kerzen legte sich beklemmend auf ihren Atem. Die Kirche war leer, nur im Seitenschiff trippelten Waisenkinder paarweise, die zwei Nonnen mit Puppengesichtern gesenkten Blickes und mit ineinander verschränkten Armen begleiteten. Zwei alte verhärmte Männer schlürften zwischen den Säulen. Ein Versaglieri und einige Frauen knieten bei einem Altar und blickten gleichgültig zurück auf die herumtschlendernden Fremden, die aus den Blättern ihres roten Reisebuches die Sehenswürdigkeiten suchten.

Concetta blieb bei einem Pfeiler stehen und ihre Augen blickten empor. Sie atmete schwer, wie derjenige, der lange gelaufen ist. Einer Statue gleich stand sie dort und spähte umher, wie wenn sie mit jemand sprechen wollte. Sie suchte Gott, um ihm zu sagen, was ihre Seele bedrückt, aber sie hatte das Gefühl, wie wenn Gott unendlich ferne wäre und ihre tonlos gemurmelten Worte nicht hören würde. Dennoch mußte sie jemanden finden, dem sie das Geheimnis ihrer Seele anvertrauen konnte, weil das Geheimnis der mörderischste Feind ist, der den verfolgt, an den es sich anhängt.

Automatisch näherte sie sich einem Beichtstuhl, in welchem der Priester saß. Sie kniete nieder vor dem mit dichtem Gitter versehenen kleinen Fenster, das den Priester hinter dem herabgelassenen Vorhang in der Nische verbarg.

— Mein Beichtvater! Mich selbst suche ich. Stolz und stark war ich, nun bin ich schwach und erniedrigt.

— Fürchte dich nicht, mein Kind. Die Erniedrigten werden erhöht, und es siegen die Schwachen.

— Ich hatte Hoffnungen und sie wurden zur Verzweiflung. Ich liebte und jetzt hasse ich. Ich wollte es sagen, doch nicht einem Menschensohn, sondern allein Gott, aber ich fühle, daß er so fern von mir ist.

— Gott ist niemandem fern, nur den Menschen fällt es manchmal schwer, die paar Schritte zu ihm zu gehen, denn in seiner Armut kann das Herz nicht jenen Pfad wählen, der der geradeste ist.

— Vater, ich liebe meine Gatten nicht mehr.

— Meine Tochter, dies ist keine Sünde. Der für uns Mensch geworden war, verkündete nur: Liebe deinen Nächsten. Aber niemals las ich im Evangelium, daß die Liebe zweier Geschöpfe auch ein Gebot sei.

— Vater mein Gebieter spielte mit meiner Mädchenschaft. Als ich vor dem Altar meine Hand in die seine legte, betrog er mich. Dies war nicht des Mannes Händedruck, der umarmt, sondern der des Verräters, der abstößt. Auf meinem Finger trage ich den Ring und weiß nicht, wessen Ring er ist; ich weiß nur, daß er mich nicht an meinen Gatten band. Und darum liebe ich nicht meinen Mann.

— Mein Kind, ist dies all dein Schmerz?

— Ja!

— Ego te absolvo, ab omni vinculo...

Amen!

Undächtig neigte die Contessa ihren glühenden kleinen Kopf, stammelte leise ihr kurzes Gebet und wollte gehen. Da streckte sich des Priesters Hand aus dem Beichtstuhle. Die Frau ergriff dieselbe zart, beugte sich darüber und wollte die absolvierende Hand küssen, wie dies die frommen Bauersfrauen und glaubenseifrigen

Damen der Welt nach der Beichte zu tun pflegen. Der Priester gestattete den Handkuß nicht; die Contessa fühlte den Druck der kalten Männerhand, in welchem so viel ehrliche Unmittelbarkeit war, daß sie es im ersten Augenblick ganz natürlich fand, mit diesem Händedruck zu scheiden von dem, den sie ihr Herzensgeheimniß anvertraut hatte.

Nur nach dem Händedruck fuhr sie zusammen. Sie ahnte, daß noch etwas geschehen muß.

Der Priester sprach leise:

— Bleiben Sie noch einen Augenblick, denn die Beichte ist noch nicht beendet. Jetzt ist an mir die Reihe: auch ich will beichten.

Ohne Bedenken, ohne Entschluß kniete Contessa in dem Beichtstuhl zurück und drückte ihr errötetes Ohr verwirrt zum kleinen vergitterten Fenster. Sie fühlte, daß unsichtbare Mächte sie auf den glatt abgenüßten Betschemel zurückdrängen.

— Gräfin Robere! — begann der Priester. Er redete sie nicht mehr mit dem „du“ an, mit welchem er zum Beichtkind sprach. Gräfin Robere, jetzt flehe ich um Vergebung. Erinnern Sie sich noch an jenen armen Künalina, der es einmal wagte mit seiner unsagbaren Liebe vor Roms schönstem Kinde zu treten und ihr zu sagen: Komme mit mir und ich werde dich durch so viele Paradiese führen, als ich Ähre vom Baume des Lebens pflücken darf? Erinnern Sie sich?

Die junge Frau erzitterte und konnte kaum flüstern:

— Ich erinnere mich . . . Dieser närrische Bursche erkühnte sich zu vertrauen. Auch er schmiedete einen Ring und arabierte einen Tag ein, den 21. März. Jenen Tag, der einzig und allein Bedeutung in seinem Leben hatte. Jenen Tag, der seine einzige Weihnacht war, denn Freude brachte ihm nur dieser Tag — der sein einziges Osterfest war, denn dieser Tag brachte ihm die Auferstehung seiner Seele, — jenen

Tag, der sein einziges Pfingstfest war, denn dieser Tag durchleuchtete sein ganzes Denken . . . Dieser Tag war Concetta Altieri's Geburtstag.

Die Stimme des Priesters zitterte, sie wurde leiser und seine Rede bebend rascher, aber das junge Weib horchte. Die Worte schmetterten in ihre Ohren. Das leise Gespräch störte das Anstern der Kerzen am Altar in der Nähe, aber das junge Weib wob auch dies Geräusch in die erlauschten Worte. Alles um ihr, alles in ihr loderte in Flammen. Sie hörte die Flammen des Brandes der Welt, — des Brandes der Seele.

Der Priester fuhr fort:

— Diesen Ring gab ich der Gräfin Altieri, als sie ihre Hand für ein langes Menschenleben in die Hand des Conte Rovere legte . . .

Concetta fühlte das Schlagen ihres Herzens im Halse, sie konnte kaum aufstehen. Nun reichte sie bebend ihre Hand durch den kleinen Vorhang, der den Beichtstuhl schloß, sie fühlte, daß zitternde Lippen ihre Hand zärtlich berühren.

Die Frau raffte alle ihre Kraft zusammen und ging raschen Schrittes dem Ausgang zu, wie jemand, der vor etwas fliehen will. Weit öffnete der alte Bettler die Thüre und blickte sie mit seinen entzündeten, wässerigen Augen an. Fieberhaft suchte die Contessa in ihrer kleinen Elfenbeintasche und ließ einen Napoleon in die Hand des Alten gleiten — aber vorerst sah sie zerstreut um sich, wie wenn sie etwas Verbotenes tun würde und befürchte, daß man sie sieht.

Sie trat aus der Basilika. Sie schüttelte sich, wie jemand, der die Schneeflocken oder den heißen Sand, den der Sturm aufpeitscht und auf die Menschen streut, von sich abschütteln will. Sie sprang auf den Hintersitz ihres Gespannes und griff nicht selbst nach den Zügeln.

— Silvio! — Heimwärts!

Langsam rieselte der Regen. Sie kümmerte sich um nichts, sie merkte nicht, daß der Staubregen auch über ihr Antlitz langsam herabfließt. Umso besser, wenigstens vermengen sich die Re-

gentropfen mit ihren Tränen. Wie wohl ist es doch, wenn der Regen des Himmels und der Regen der Augen losbrechen kann.

Die Gräfin eilte in ihr kleines intimes Zimmer, warf ihre Handschuhe in die Ecke des einen Fauteuils und rollte den durchnäßten Schleier auf die Stirne. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch mit dem Hute am Kopfe. Sie schrieb. Sie schrieb so, wie sie heimkam, damit sich nicht ihr Entschluß ändere.

„Auch ich spreche Sie los. Die Wahrheit kann keine Sünde sein. Sie handelten, wie Sie fühlten. Ich werde den Ring weiter tragen. Mit Händedruck Concetta Altieri.“

Sie schrieb ihren Mädchennamen! Eine Träne fiel auf das Papier oder vielleicht ein Regentropfen von ihrem Hute? Sie kümmerte sich nicht viel darum. Sie klingelte.

— Silvio — bringe diesen Brief noch heute an den Prior des Klosters von Belmonte.

. . . Renier, der Maler, kam nachmittag, um das begonnene Bild fortzusetzen. Lächelnd empfing ihn die Contessa.

— Verzeihen Sie, lieber guter Renier, wenn ich heute ein wenig närrisch bin. Aber jede Frau ist manchmal launenhaft. Dies ist schon unsere Schwäche, oder, wenn es Ihnen gefällt, unsere Schönheit, oder wenn Sie es noch für besser finden, das Vorrecht unseres Machttaumels. Ich will und kann keine Ausnahme hievon sein. Heute früh war ich in der Basilika San Paolo und tat ein Gelübde, daß mein erstes Bildnis ein Heiligenbild werden soll. Nicht wahr, es ist ein sehr sonderbarer Wunsch, daß meine Jugend zur Schmückung eines Heiligenbildes dienen möge? Lieber Meister, lachen Sie mich nicht aus . . . Solch eine strahlende Prachtfrau paßt nicht zur Heiligen, kleiden Sie mich in eine Kutte, bedecken Sie mein krauses Haar mit einem dunklen Tuche . . . Schreiben Sie keine Liebesworte auf das Briefpapier vor mir, sondern zitieren Sie vielmehr aus den Briefen der heili-

gen Katharina von Siena . . . „Scritta di mia mano . . . con molti sospiri e abbondanza di lagrime . . .“ Denn mit meinem Gelöbniß weihte ich das Bild dem Kloster von Belmonte . . .

Renier war sehr verblüfft. Er verbeugte sich und zuckte die Achseln. Mit bohemer Leichtigkeit sagte er:

— Vergebens wird die Rutte sein, — vergebens das dunkle Tuch. Arme Mönche! Ob sie wohl vor diesem Bilde beten werden können. . .

Die Gräfin legte ihre Hand freundlich auf des Künstlers Schulter und zog ihre Augen etwas zusammen.

— Vielleicht wird sich wenigstens ein wahrhaft andächtiger Mensch finden, der vor diesem Bilde auch beten kann . . .

Renier mochte es verstehen, wie er wollte.

Conte Robere langte noch diesen Abend aus Paris an. Lächelnd eilte er in das Zimmer seiner lieblichen Frau, um sie zu umarmen und zu küssen.

— Concetta, wie wunderbar schön bist du doch heute! Deine großen traurigen Augen sind sprechender denn je . . .

Die Frau trat zurück und hielt schützend ihre Hände vor sich.

— Wenn du einen Kuß willst, geh — geh, du bekommst ihn . . . à Batignolles.

Roberes Füße schlugen Wurzel. Er stand eine Weile und blickte auf das herrliche Weib, das vor ihm versteinerte, glänzend, aber ernst und unnahbar. Dann murmelte er:

— Ah, man hat die Zugbrücke aufgezogen . . . Verrat ist in die Burg eingeschlichen . . .

Er verneigte sich und ging.

V.

Graf Robere konnte kaum den Morgen erwarten. Er ging erregt auf und ab in seinem Zimmer, wie der Schakal im Käfig.

Kaum graute es, so ließ er sich in das Kloster von Belmonte fahren. Er zitterte im Wagen

vom nassen, kalten Wind und als die Pferde nach langem scharfen Trab schäumend, dampfend vor dem Hintertore des Klosters stehen blieben, freute er sich auf den gewundenen Bergpfad, um wenigstens auf den steilen Weg seine erstarrten Glieder zu erwärmen.

Er riß an der Glocke und trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern. Fra Gianfranco öffnete die Gartentür und empfing ihn mit untertägiger Liebenswürdigkeit.

— Mit dem Prior will ich sprechen. Ist er schon munter?

— Er wird sehr erfreut sein — sagte der junge Frater höflich.

— Schwerlich. Mürmelte der frühe Gast für sich. Seine Schritte erklangen dumpf am kalten Klostergange, von dessen Fenster nichts sichtbar war, als die dunklen Spitzen der tiefer stehenden schlanken Cypressen und der aschgraue Himmel. Fra Gianfranco öffnete die Türe der Zelle und rief mit klingender Stimme:

— Gelobt sei Jesus Christus!

— In Ewigkeit Amen, — ertönte die leise Antwort des Priors, während er das Buch zuschlug, aus dem er las.

Sie blieben zu zweien.

Der Priester stand auf und verbeugte sich, dann setzte er sich ruhig auf seinen Platz und wies auf den Stuhl neben seinen Arbeitstisch. Rovere blieb stehen und stützte seine beiden Hände auf den Tisch, gegenüber dem Prior.

— Albise! Wenn du kein Priesterkleid tragen würdest, wäre ich nicht selbst gekommen. Mit Dolch oder Schwert hätte ich dich zur Rechenschaft gefordert, daß du es wagst, in meine Angelegenheiten dich einzumengen. . .

Albise lächelte bitter. Nicht eine einzige Gesichtsmuskel verriet Erregung oder Ueberraschung. Mit seinen großen, schwarzen Augen maß er seinen Besucher.

— Der sündhaft ist, tue Buße und verlange von Andern keine Rechenschaft. Dolch und

Schwert sind gemeine Mittel; ich verachte sie. Die letzten Söldner der alten Candottieri konnten damit ihr kurzes Recht verlängern. Es gibt nur einen wahren edlen Wettbewerb, einen echten Zweikampf und dies ist der, den die Seelen mit glänzenderen Waffen, als der Stahl, fechten. Sprich nun, was willst du?

Robere zitterte vor Zorn. Kurz sagte er alles:

— Wie konntest du es wagen, meiner Frau zu verraten, daß ich meinen Verlobungsring der Sängerin von Batignolles, Yvonne Esquilar, verschenkte?

Der Prior schlang seine Arme ineinander und erwiderte leise ohne Ueberraschung:

— Niemals konnte ich dies der Gräfin gesagt haben, da ich es jetzt zum erstenmal von dir höre.

Des jungen Grafen Blut erstarrte und aufgeregt unterbrach er Albise.

— Nun in meiner Hochzeitsstunde, — dort in der Sakristei — sagtest du nicht, daß dir jemand meinen Verlobungsring übergab . . . Sagtest du nicht: wenn meine Augen mich nicht trügen, war es eine Frau. . .

Der Priester neigte sein Haupt und erwiderte mechanisch.

— Als ich dies sagte, da log ich in meinem Leben zum erstenmal. Ich log, um dich zu besessen. Niemand gab je mir deinen Ring. Ich kannte dich; du standest vor mir, wie das Atom unter dem Mikroskop. Ich kannte deine leichtfertige Herzlosigkeit.

Robere mußte sich auf den Stuhl setzen, den er bisher nicht wahrnehmen wollte.

— Nun dann — woher nahnst du m e i n e n Ring?

— Ich? Nirgendwo! Auch ich hatte einen gleichen. Auch ich bestimmte ihn für den zarten Finger Concetta Altieris und würde ihn niemals einer andern Frau gegeben haben.

Er strich seine Priester-Soutane entlang.

— Darum trage ich auch jetzt das Gewand, das nicht immer eine Balsamhülle für das Herz ist, sondern vielmehr das Kleid der Dejanira.

Auch der Priester erhob sich und begann in der engen Zelle auf und ab zu schreiten.

— Nun können wir schon offen miteinander sprechen, du der Verlustige und ich der Verlorene. Ja, auch ich hatte solch einen Ring, denn es war eine Zeit, wo ich glaubte, daß ich ihn auf den Finger der edelsten Braut stecken kann. Denn ich liebte. Denn ich liebe — dies weiß auch Gott, — er pflanzte diese Liebe in mein Herz — und vergebens ist jedweder Kampf gegen seinen Willen. Wie ein armseliger Grassalm ohne seinen Willen nicht sprießen kann, so kann auch im Menschenherzen solch eine Liebe nicht erstehen. Wie kein welches Blatt ohne seinen Willen fällt, so kann auch ohne ihn solch eine Liebe nicht verwelken.

Der Graf starrte vor sich hin. Leise, fast heiser fuhr Albise fort:

— Ja, dies war mein Ring. Für meine Hochzeit bestimmt. Die Gräfin war stolz. Sie schätzte mich gering. Ich wußte, es war vergebens. Ich zog den Talar an, nicht aus Ueberzeugung, nicht deshalb, weil ich der Besiegte war, aber mit sieghaftem Glauben, denn ich liebte weiter fort. Ich verleugnete mich selbst — aus Liebe für Concetta — als du vor mir tratest, sündhaft, elend und arm, wie der gefallene Verräter. Ich wußte, daß sie dich unendlich liebte. Ich verbarg mich, ich tötete meine Seele und half dir. Aus meiner Hand erhieltest du, um den Preis meines Ringes, das wertvollste Geschenk des Himmels und der Erde, das prächtigste Weib, das in Menschengestalt verzauberte Glück. Ich tat das größte, das unmöglichste Werk, das ein Mensch tun kann, denn als ich dort vor dem Altar das glänzende kleine Symbol meines verlorenen Glückes hinreichte und

dennoch es segnete, war ich ein größerer Märtyrer als alle Märtyrer dieses Klosters. . .

Auch Robere stand auf und ging einige Schritte dem Prior zu. Dieser winkte mit der Hand ab und sprach fast ohne Leidenschaft weiter, wie wenn er die Worte eines Anderen zitieren würde:

— Du hast mein Geschenk nicht gewürdigt. Du warst dessen nicht wert. Aber von jener Frau, die du erwähntest, konnte ich ihr niemals erzählen, denn ich wußte nicht einmal, daß sie auf der Welt war — und dann auch deshalb nicht, weil ich kein Ohrenbläser bin. Aber ich sprach ihr von mir. Als ich erfuhr, daß du auch weiter Verräter bliebst, sagte ich ihr, daß ich ihre Hand mit meinem Ring segnete . . . Erfahre nun, daß die verlassene Frauenseele nicht leiden darf, ohne zu fühlen, daß es eine andere Seele gibt, die laut Schicksalschluß mit ihr wandert immer und überall, zum hohen Himmel oder zur Verdammnis. Es gibt kein Geschöpf auf der Welt, das bis zum Ende allein bleiben kann.

Der junge Graf unterbrach ihn gereizt, verächtlich.

— Das ist eine wunderbare Sache. Der Cavalier der Gräfin Della Robere ist ein Mönch — oder vielleicht in Zukunft der entsprungene Mönch. . .

Alvise heftete einen offenen, ruhigen Blick auf seinen erregten Gegner:

— Sancta simplicitas . . . Du kannst mich nicht beleidigen. Auch deine Frau kannst du nicht noch mehr beleidigen, als du sie schon beleidigt hast. Ich sage dir soviel, als du Unrecht darauf hast. Ich selbst gab dir dieses Recht, als ich in der Kapelle von Castel Gandolfo die segensvollste Hand in die deine legte. Auch den Segen sprach ich hinzu, doch wurde er in der Höhe nicht gehört, vielleicht deshalb, weil mein Segen nur der e i n e n galt. Vielleicht deshalb, weil ich sündigte. Nur weiß ich nicht, ob ich dann sündigte, als ich Concetta Altieri liebte —

oder ob dann, als ich dir sie gab, oder dann, als ich ihr sagte, daß ich sie liebe. . .

Man klopfte an der Thür. Fra Gianfranco stand auf der Schwelle und sagte laut: Gelobt sei Jesus Christus!

— Das Morgengebet beginnt. . .

— In Ewigkeit Amen. — Mein Sohn, begleite den Herrn Grafen Della Rovere zu seinem Wagen. . .

Der junge Mönch folgte den Schritten des Besuchers mit strengem, beinahe haßerfülltem Antlitz, wie wenn er darauf Acht geben würde, daß dieser nicht zurückkehre. . .

VI.

Anfangs Sommer führten meine Wege wieder durch Rom. Mein erster Gang brachte mich zu meinem alten Freund. Wir freuten uns aufrichtig aufeinander. Die Stunden verschmolzen beinahe zu Augenblicken und die Zeit da wir beisammen waren, flog rascher dahin wie der Wandervogel.

Einem plötzlichen Einfall folgend begann ich:

— Du, besuchen wir das Kloster! Ich möchte gerne nochmals die Hand des Priors drücken. Weiß der Himmel, ich sehne mich irgendwie nach diesem Menschen. Dann möchte ich das Bild auch gerne sehen, weißt du, das Bildnis der Katharina Benincasa. Ich kann die beiden nicht vergessen. . .

Mein Freund blieb stumm.

— Hast du vielleicht keine Lust? Oder ist wieder etwas Absonderliches vorgefallen? Geh, sprich doch. . .

— Ich weiß nichts. Ich kann nur so viel sagen: nichts wiederholt sich. Weder Ereignisse, noch Eindrücke. Ich liebe daher nicht diese Wiederholungen. Das erste war immer anders als das zweite: das zweite wird immer anders als das erste sein. Aber meinetwegen, gehen wir.

— Sonderbar ist deine Rede. Wie wenn du mehr wüßtest. . .

— Ich weiß nichts. Gehen wir.

Wir gingen gerade so auf den in die Felsen gehauenen Stufen hinan, wie vor einigen Wochen. Ebenso schimmerte das weiße Kloster zwischen den Delbäumen und umarmte die Schlingrose die Arkadensäulen. Verschwenderisch streute die Mittagssonne ihre glänzende Liebe auf das glitzernde Laub, auf die dämmernden Felsen, auf das in der Tiefe wogende Meer. Ein Bild der schönen Unveränderlichkeit, ich dachte, ich wandere im Lande der Ewigkeiten.

Der Mönch ging wieder vor mir einher, die Hände in die Kutte verschränkt. Still betrachtete ich seinen vor mir nickenden unbedeckten Kopf. Ich hatte bei meinem Eintritt sein Antlitz nicht beachtet. Wie wenn ein großer Schuljunge mit kurz geschorenem Kopf vor mir einherginge. Dies war ein ehrliches gutmütiges Genick, aber nicht das des Priors, nach den ich mich sehnte. Fra Gianfranco schritt vor uns einher.

Bei der bemoosten Marmorbank blieben wir wieder einen Augenblick stehen. Gianfranco beschattete mit seiner Rechten die Augen und sah sehnsüchtig auf die am Meere dahineilenden Segler, die bald hier, bald dort erzitterten, wie im Strahlenlicht sonnende Schmetterlinge.

Ich dachte mir, wie hat doch dieser gute Mann seinem Meister alles abgelauscht. Unwillkürlich begann ich:

— Wo ist der Prior heute?

— Er ist noch nicht daheim — erwiderte der Mönch kurz.

Bevor wir weiter gingen, blickte ich nochmals umher. Es fiel mir auf, daß unter der zweiten Chypresse, dort, wo nach der Erzählung des Priors vor sechshundert Jahren Petrarca, eine Sonette, an seine Laura schrieb, ein sorgsam gepflegtes, einige Fuß breites Blumenbeet erblühte, das ich vormals nicht bemerkt hatte. Ich war betroffen. Das Blumenbeet glich einem Grabhügel.

— Fra Gianfranco, wer ruht hier? —

Der Mönch lächelte traurig!

— Niemand. Es gibt Menschen, die kein Grab haben. Da ist es gut, wenn wir ihnen einen Blumenplatz weihen. Nicht für sie, sondern für uns selbst, damit wir haben wohin zu gehen, ja zu ihnen zu gehen. Sagen wir also, dies ist der Ruheplatz eines Poeten, der sein schönstes Sonett dort an seine Laura dichtete. Gütig ist die Muttererde mit den weichen Blumenfissen, so gütig wie das frisch aufgemachte Bett, das des müdesten Wanderers bereit harret. . .

Ich bin kein sentimentaler Mensch, doch die geheimnisvollen Worte des braven Mönches rührten mich fast. Wie sonderbar sind doch diese Mönche von Belmonte!

Ich erzitterte, als wir in die Zelle des Priors traten. Er ist nicht daheim. Heute konnte ich mir das Bild besser ansehen. Welche Schönheit, welch schmerzvoller Stolz!

Ich verstand den Prior. Ich könnte nicht vor dieser heiligen Frau beten, ich müßte wegen der irdischen Frau verdammen . . . In meiner Verlegenheit buchstabierte ich wieder die wehmütigen Worte auf dem Pergament vor Katharina Benincasa: „Scritta di mia mano . . .“

Ich sah mich um. Die Zelle war wohnlich. Auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Buch, wie wenn jemand das Lesen soeben unterbrochen hätte. Die Feder lag neben dem Papier bereit. Nirgends auch nur ein Staubkörnchen.

Wir setzten uns. Fra Gianfranco schenkte von dem smaragdfabrigen Likör in die zwei Gläschen. — Wann kommt Prior Albise heim? frug ich furchtsam, beinahe ungeschickt.

Der Mönch wurde ernst.

— Ich weiß es nicht. Er ging fort. Vielleicht sehr weit.

— Wie rief man ihn? Oder sandte ihn der Orden irgendwo hin? Ich wagte nicht etwas anderes zu fragen.

Leise sprach Fra Gianfranco.

— Ich selbst weiß auch nicht viel, nur das, was unsere beiden Fischer, Gino und Berto, erzählen. Es kann zwei Wochen her sein. Ein wunderschöner Morgen brach an. Ich pochte früh an der Türe der Zelle. Albise betete vor dem Bilde der heiligen Katharina. Er sprach kein Wort, nur streichelte er mich warm, wie er dies zu tun pflegte. Und dann schritt er langsam zum Meere hinab, zu unserer kleinen Marina. Gino sah, daß er in die kleine Barke stieg und die Segel anspannte. Auch Berto bekräftigte, daß er den Segler am Horizont dem offenen Meer zu fliegen sah. Ein starker Wind trieb damals. Albise kam noch nicht zurück. Wenn er am Meere zurückkehrt erwartet ihn hier sein Buch, wie er es aufgeschlagen ließ. Wenn ihm das Meer zurückbringt, harret seiner das Blumenbeet, das ich ihm schaufelte. Gelobt sei Jesus Christus!

Fra Ginafranco erhob sich und entfernte sich mit irgendeinem Vorwand. Man sah es ihm an, daß er keine Frage wünschte und keine Antwort habe.

Raum daß wir allein blieben, flüsterte ich meinem Freunde zu:

— Bußttest du etwas?

— Ja, darum sagte ich: es kann sich nichts wiederholen. . .

— Es scheint, der arme Prior fürchtete sich vom vierten Zusammentreffen. Er wich aus.

Mein Freund schüttelte den Kopf:

— Er wich aus — oder aber er traf zusammen. Ich weiß es nicht. Das Schickal der Auserwählten kann nicht zur gewöhnlichen Tagesneuigkeit werden. Es bleibt ein Mystikum. Jeder möge dies Rätsel seinem eigenen Glauben nach lösen. Sicher ist, daß, wenn Nbsen Concetta Altieri gekannt hätte, hätte seine Elida anders gehandelt. Roms schönste Tochter war wirklich die Frau vom Meere. Wir wissen nur so viel von ihr, daß man auch sie — wie den Prior Albise — allein in die Barke einsteigen sah. Sie

spannte die Segel an und ging ins Unendliche, in jene sonnenhelle Unendlichkeit, die irgendwo mit dem Himmel zusammenschließt -- oben oder unten . . . Gott mag es wissen. Schön gingen sie fort. Niemals wird man erfahren, wo ihr Weg mit dem hohen Himmel zusammentraf -- oben oder unten. . .

Ich schwieg. Jetzt verstand ich, warum der Prior sehnsuchtsvoll die dahingleitenden bunten Segler betrachtete.

Fra Gianfranco trat nochmals ein und blieb andächtig vor dem Bild der Katharina von Siana stehen.

— Dies ist das schönste moderne Heiligenbild, das ich jemals sah — bemerkte mein Freund, wie wenn er mit seinen Worten das Schweigen des Mönches lösen wollte.

— Es mag sein — sagte der Mönch und neigte das Haupt. Darum liebten wir — der Prior und auch ich — vor diesem Bilde unsere Andacht zu verrichten. Ach — diese heiligen Frauen! Sie können wirklich Wunder mit den Menschen tun!

Sodann fügte er leise, trocken hinzu:

— Gehen wir ins Refektorium und brechen wir das Brot. . .



OSZK

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár